

Gay Spirits

Vom Geist im Fleisch

Norbert Reck

Gay Spirit in Our Hearts

Vom Heiligen Geist und dem »homosexuellen Vorbehalt«

für C./R.

There's a gay spirit singing in our hearts
 Leading us through these troubled times
 There's a gay spirit moving round this land
 Calling us to a time of open love

GAY SPIRIT« von Charlie Murphy¹ war eine der ersten echten schwulen Hymnen in den USA – also nicht nur ein umfunktionierter oder »anders gehörter« Show-Song-Titel, sondern eines jener Lieder, die gleich so geschrieben wurden, wie sie gemeint waren – authentischer Ausdruck der US-Schwulenbewegung der 70er und 80er Jahre.

¹ Charlie Murphy, Gay Spirit, auf seinem Album »Catch the Fire« (Good Fairy Music 1981), zuvor bereits erschienen auf einem Sampler mit männerbewegten Liedern: »Walls to Roses« (1979).

Inzwischen ist es wohl schon ein wenig verblasst, was für ein enormer Schritt es damals gewesen ist, als viele Schwule und Lesben endlich zu einer *eigenen*, nicht bloß geliehenen Sprache fanden. Das Erstaunliche ist für mich dabei, dass es sich im Fall von Murphys Song um eine durch und durch mystische Sprache handelte, obwohl sein Text eigentlich gar nicht religiös ist. Wahrscheinlich hat das seinen einfachen Grund darin, dass es in diesem Text um den Ausdruck wirklicher Erfahrungen und Empfindungen geht. Und *wirkliche* Erfahrungen sind immer so beschaffen, dass sie sich nicht von äußeren Kategorien begrenzen lassen; sie verwischen die Grenzen zwischen Körper und Geist, Säkularität und Religiosität. Wo dies der Fall ist, lässt sich das nicht mit einer »eindimensionalen« Sprache ausdrücken, die davon ausgeht, dass jeweils *einem* konkreten Sachverhalt genau *ein* sprachliches Symbol entspricht. Auch die theologische Sprache ist dafür nicht geeignet. Es braucht stattdessen die mystische Sprache, in der die Erfahrungsseite des Glaubens zum Ausdruck kommt. Sie hat wohl ihre Eigenart darin, dass sie »mehrdimensional« ist, d.h. dass ihre sprachlichen Symbole sich gleichzeitig auf mehrere Ebenen beziehen können, seien sie sachlicher oder metaphorischer, körperlicher oder geistiger, säkularer oder religiöser Art.

Wenn also in diesem Lied von »gay spirit« die Rede ist – ein Ausdruck, der damals bereits ein *geflügeltes* Wort war –, dann müssen wir alle diese Ebenen mithören: den *spirit* der Bewegung, also den politischen Geist der Befreiung und der Emanzipation, der in den 70er Jahren die Gesellschaft in Schwingung versetzte; den Geist der Liebe und des Verlangens, der sich nicht länger einschüchtern lassen wollte; den Geist der Lust, den man nicht im Kopf oder im Herzen spürt, sondern vor allem in den Hüften und im Hintern – oder im Gehör, wenn die Musik danach ist; und: den Geist Gottes, der weht, wo er will, und die Menschen damals in Massen dazu verführte, ja zu sagen zu sich selbst.

Das ist nicht unbedingt eine Interpretation dessen, was Charlie Murphy mit seinen Worten gemeint haben könnte – darum geht es mir auch nicht; mir geht es um eine Interpretation der vielfältigen Dimensionen, die in dem Ausdruck *spirit*/Geist in meinen Augen enthalten sind. In der Tat vertrete ich die Ansicht, dass hier nicht lediglich verschiedene Dinge mit einem gemeinsamen »Oberbegriff« bezeichnet werden können, sondern dass vielmehr alle diese verschiedenen Erfahrungen und Eindrücke Aspekte ein und desselben Geschehens sind: des Heiligen Geistes, der *ruach* Gottes.

Die gefährliche Trennung

Ich glaube nicht, dass mein Verständnis des Heiligen Geistes als *gay spirit* eine billig-blasphemische Identifizierung von Schwulem mit Göttlichem ist. Ich glaube eher, dass wir noch gar nichts vom Geist Gottes begreifen, wenn wir uns weiterhin an die traditionelle undialektische Sicht von Transzendenz und Immanenz halten, an eine Theologie also, die Gott dadurch die Ehre

geben will, dass sie ihn sich möglichst weit entfernt von uns vorstellt. An diesem Punkt steht theologisch und spirituell ungeheuer viel auf dem Spiel – nicht nur für die schwule Theologie.

Wie hier die theologisch-politischen Frontlinien verlaufen, lässt sich verdeutlichen an einer Polemik von Hermann-Josef Silberberg, dem theologischen Berater des Online-Magazins »kirchensite«². Silberberg vertritt – namentlich gegen mich³, aber implizit wohl auch gegen Dorothee Sölle⁴ u.a. – die Ansicht, dass Mystik »nicht demokratisierbar« sei, »nicht jedermanns Sache«. Es ist ihm offenbar wichtig, dass da nicht jeder kommen und Zugang beanspruchen darf. Mystik sei eine Sache weniger Auserwählter; die übrigen hätten sich damit abzufinden und ohne Erfahrung zu glauben. Dass hier inzwischen mehr Menschen mitreden, ist ihm ein Gräuelp, und er bietet dagegen allerlei Bibelverweise auf, die mit der Sache nicht das Geringste zu tun haben:

»Heute kann scheinbar jeder selbst bestimmen, was Mystik ist, und ›Mystik als Lebensform‹ wählen, sich seinen Weg zu allkosmischen Umfassungs- und Überschreitungserlebnissen suchen und auf seinen Seelengrund durchstoßen oder nach oben ausgreifen. [...] Jesus warnte seiner Zeit vor falschen Propheten. Heute wären es vielleicht die selbsternannten ›Mystiker‹. Man erkennt sie an ihrer Kraftlosigkeit, ihrem ›wissend‹ demütigen Lächeln und ihrer ›verstehend‹ sanften Stimme mit manchmal narkotisierender Wirkung. Sie schöpfen aus den spirituellen Wellness-Quellen ihrer Zeit, nicht aus Gottes Kraft, ›haben nicht seine Weisung im Herzen‹ (Ps 37,31), nur die eigene Kompetenz vor Augen. Nur scheinbar treten sie im Namen Gottes auf, wenn sie die christliche Tradition für ihre Zwecke und Ziele vereinnahmen. [...] Der große Mystikkenner Walter Nigg weist darauf hin, dass jedem Jahrhundert einige wenige Mystiker(innen) geschenkt werden. [...] Das ›Große‹, das Gott an Kleinen und ›Niedrigen‹ getan hat (s. Lk 1) entzieht sich Außenstehenden. Die aktuelle Tendenz ist eher gegenläufig: Mit den ›Großen‹ fertig werden, indem wir sie klein machen, um uns selbst spirituell aufzuwerten und sie auf unsere Ebene zu ziehen. Daraus entsteht in der Regel ein illusionäres Selbstbild: Gotteserfahrung als ›das Alleralltäglichs‹ (Norbert Reck); fromme Gefühlseligkeit wird mit Mystik verwechselt! Wenn wir unser gläubiges Leben mit den klassischen Zeugen der Mystik konfrontieren, vergeht uns alle ›Wir-auch-Mentalität‹. [...]«

² Hermann-Josef Silberberg, Keiner ging ungetröstet, im Internet unter: www.kirchensite.de.

³ Er bezieht sich auf einen Ausdruck in meinem Buch Abenteuer Gott. Den christlichen Glauben neu denken, Darmstadt 2003. Dort hatte ich u.a. folgenden Gedanken erläutert: »Doch tatsächlich sind mystische Erfahrungen keineswegs bloß seltene Spitzenerlebnisse von auserwählten Heiligen. Im Gegenteil: Die Begegnung mit Gott kann das Alleralltäglichs in unserem Leben sein. Ich denke, dass alle Menschen in der Lage sind wahrzunehmen, dass Gott ihnen begegnen möchte.« (S. 69)

⁴ Vgl. Dorothee Sölle, Mystik und Widerstand. »Du stilles Geschrei«, München 1999, S. 13: »Mit mein wichtigstes Interesse ist gerade, die Mystik zu demokratisieren. Damit meine ich, die mystische Empfindlichkeit, die in uns allen steckt, wieder zuzulassen, sie auszugraben aus dem Schutt der Trivialität.«

Darauf kommt es wohl an: dass uns die »Wir-auch-Mentalität« vergehen soll! Quod licet Iovi, non licet bovi. Der Pöbel soll sich davonscheren, wenn die Aristokraten des Glaubens unter sich ausmachen, was sein darf und was nicht. Genau so werden die Dispositive der religiösen Macht errichtet und gefestigt: durch die Installation eindeutiger Scheidelinien zwischen Befugten und Nichtbefugten, Wissenden und Wissensempfängern, Redeberechtigten und »Hörern des Wortes«. Nur wenn jeder Demokratisierung des Religiösen entschieden gewehrt wird, kann die religiöse Deutungshoheit in den Händen einer kleinen Elite bleiben, die – nicht nur zufällig – auch der Diskurshoheit politisch konservativer Eliten zuarbeitet.

Ich will mich an dieser Stelle nicht darüber ausbreiten, dass es gerade der deutschen Mystik des späten Mittelalters – vor allem Meister Eckhart, Johannes Tauler und Heinrich Seuse – darum ging, diese Dispositive der religiösen Macht zu bekämpfen, indem sie auf deutsch predigten und zentrale Gedanken der Mystik entschlossen dem sogenannten »einfachen Volk« bekannt machten.⁵ Wichtiger ist mir in unserem Zusammenhang die Frage, was die Theologie von Silberberg und anderen *spirituell* anrichtet. Zwei Gesichtspunkte möchte ich besonders hervorheben: Erstens erzeugt die *Theologie der Trennung zwischen Wissenden und Unwissenden* einen anderen Typus von Christen, und zweitens schwächt sie unsere Fähigkeit, Gottes Wirken in unserem Leben wahrzunehmen.

Ein anderer Typus von Christen

Wenn gelten soll, dass die Christenheit zerfällt in eine breite Masse von nichtwissenden Gehorchenden einerseits und wenigen von Gott berufenen und besenkten Mystikern und Mystikerinnen andererseits, dann bleibt der Masse, die wesentliche Erfahrungen nie machen wird, nur die gehorsame Aneignung der »Glaubenslehren« und anbetende Bewunderung: Bewunderung Christi, der vollbracht hat, was fast alle anderen niemals werden vollbringen können, und Bewunderung jener Auserwählten, die von Gott mit der Gnade von Gottesnähe, Visionen, Stigmatisierung und Kraft zur tätigen Nachfolge beschenkt wurden. Sören Kierkegaard hat diesen Typus des *Bewunderers* im Kontrast zum Typus des *Nachfolgenden* beschrieben:

»Es ist nun bekannt genug, daß Christus fort und fort von »ihm nachfolgend« spricht; er redet nie davon, daß er Bewunderer, Anhänger begehre; und wenn er das Wort »Jünger« braucht, erklärt er es stets so, daß man sieht: er versteht Nachfolgende darunter, solche, die nicht einer Lehre anhängen, sondern einem Leben nachfolgen. Was ist denn nun der Unterschied zwischen einem Bewunderer und einem Nachfolgenden? Ein Nachfolger *ist* oder strebt, das zu *sein*, was er bewundert; ein Bewunderer hält sich für seine Person aus dem Spiel; bewußt oder unbewußt: er entdeckt

⁵ Mehr dazu in *Abenteuer Gott*, aaO., S. 75 ff.

nicht, daß das Bewunderte eine Forderung an ihn enthält: die, das Bewunderte zu sein oder doch danach zu streben, es zu sein.«⁶

Diese Theologie der Trennung von Elite und Masse nimmt der Masse der Menschen einerseits also den Kern der Botschaft des Jesus von Nazaret: »Ihr könnt, was ich kann! Ihr seid alle Söhne und Töchter Gottes! Folgt mir nach!« Und andererseits verstellt sie den Weg zur Gottesbegegnung in Stille und Versenkung. Sie beschädigt *beide* Grundprinzipien christlichen Lebens: *actio* und *contemplatio*. Stattdessen bleibt dem christlichen Volk nur das unterwürfige Hoffen auf Gottes Gnade und ein Gottesbild, das Gott als einen völlig willkürlichen, ungerechten Verteiler von Gnadengaben präsentiert, dem man sich nur unterwerfen kann. Dass das mit dem Evangelium nichts mehr zu tun hat, hat Kierkegaard mit der Bemerkung quittiert: »Die Christenheit hat das Christentum abgeschafft, ohne es selber richtig zu merken«⁷.

Die Fähigkeit, Gottes Wirken wahrzunehmen

Jene Theologen und Kirchenleute, die die Erfahrung wenigen Auserwählten vorbehalten und den Übrigen sogenannte »Glaubenslehren« und »Glaubenswahrheiten« verabreichen möchten, können uns natürlich nicht helfen, ein Sensorium zu entwickeln für die Gegenwart Gottes in unserem Leben, für die Möglichkeiten der Begegnung mit Gott, der beständig auf uns zukommt, der, wie Meister Eckhart sagt, das »Allermittelsamste«⁸ ist. Stattdessen machen diese Leute spekulative Fragen nach dem Wesen und der Existenz Gottes zu vorrangigen Themen der Theologie. Gottes »Aseitität« wird da beschworen – eines der abscheulichsten Worte, die die Theologie wohl je erfunden hat: Gott soll a se existieren, für sich, in sich, ohne uns zu brauchen, unerfahrbar, fern, mächtig. Das wird uns gerne als »Transzendenz« angedient, aber es ist nicht die Transzendenz der Liebe, die unseren Alltag aus Banalität, Geld und Gewalt überschreitet und uns herausführt; es ist vielmehr eine »verdinglichte Transzendenz«, wie Dorothee Sölle das genannt hat, eine Transzendenz, die Gott mächtig und uns ohnmächtig belässt:

»Verdinglichte Transzendenz stellt den Gott dar, der nichts anderes kann als ein Supermann, der also unabhängig, unberührbar und machtvoll agiert. Die Absolutheitsaussagen über Gott – ›seine‹ Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart, alle drei ›Omni‹ – drücken die fatale imperialistische Tendenz der Theologie aus, eben die Macht des Herrschers.«⁹

Es ist klar: Ein solcher »Gott« der absoluten Macht kann nur erspekuliert, aber nicht erfahren werden. Er befreit nicht, er herrscht. Er ist eine Phantasie

⁶ Sören Kierkegaard, *Einübung im Christentum*, Düsseldorf 1951, S. 229 u. 233.

⁷ Ebd., S. 34.

⁸ Meister Eckehart, *Deutsche Predigten und Traktate*, hg. von J. Quint, München 21963, Predigt 10.

⁹ Dorothee Sölle, *Es muß doch mehr als alles geben. Nachdenken über Gott*, Hamburg 1992, S. 61.

von Theologen, die in Gott nichts anderes sehen und anbeten als Macht und Gewalt. Er ist eine Widerspiegelung des feudalen Herrschers, der unnahbar regiert und gelegentlich manchen seine Gunst zuteil werden lässt – für erwiesene Dienste. Gegenüber einem solchen »Gott« haben die Menschen keinerlei Rechte, sie können nur demütig um Gnade beten und hoffen, nicht seinen Zorn zu erregen.

Mit diesem »Gott« sind die meisten von uns aufgewachsen; die Angst vor ihm sitzt vielen noch tief in der Seele. Deshalb wagen wir es im Allgemeinen auch nicht, bestärkende, herausfordernde, beglückende Erfahrungen in unserem Leben mit Gott in Verbindung zu bringen. Ist es nicht eine Sünde gegen die Transzendenz Gottes, unsere innersten Empfindungen in Zusammenhang mit Gott, mit Gottes Geist zu bringen? Müssen wir da nicht »theologische Bedenken« haben? So plappert in uns diese Theologie der Trennung von Gott und Welt, von Elite und Volk, und fügt unserer Fähigkeit zur Begegnung mit Gott großen Schaden zu.

Wer dagegen auch nur ein bisschen Bekanntschaft mit dem Geist Gottes geschlossen hat, weiß, dass dieser Geist sich *allen* Menschen nähert, nicht nur Auserwählten. Und das geschieht zu *allen* Zeiten, ohne Unterlass. Es liegt lediglich an uns, wenn wir dafür nicht immer offen sind. Gott selbst, der Liebe ist, möchte seinen Geist und seine Nähe allen schenken, ohne Unterschied. Die Behauptung, Gott ziehe einige Lieblinge den meisten Übrigen vor, ist eine theologische Lüge, ein »Gottesraub«.

Gewiss: Die billige Vermischung von banaler Selbstbespiegelung und echter Gotteserfahrung, die Gier nach speziellen spirituellen Erlebnissen hat Konjunktur. Es gibt Tendenzen, sich Mystik wie einen Konsumartikel beschaffen zu wollen, ohne die geduldige und anhaltende Pflege des »Gartens der Seele« (Teresa von Ávila), wie Fulbert Steffensky kritisch anmerkt:

»Das religiöse Subjekt will sich in der Gestaltung seiner Frömmigkeit unmittelbar, sofort, ganz und authentisch erfahren. Die Erfahrung rechtfertigt die Sache und wird zum eigentlichen Inhalt von Religiosität. [...] In dieser Erfahrungssucht wird alles interessant, was plötzlich kommt, unmittelbar und nicht über Institutionen vermittelt ist, was erlebnisorientiert ist und religiöse Sensation bedeutet.«¹⁰

Natürlich ist echte Mystik alles andere als das, was Steffensky hier aufspielt und wie er selbst weiß. Aber anhand seiner Kritik – Erfahrung sollte nicht mit Erlebnis verwechselt werden, Erfahrung sollte nicht zum Ziel an sich werden, Gotteserfahrung lässt sich nicht als Instant-Erlebnis herstellen, sondern braucht den bewussten, disziplinierten Umgang mit sich selbst auf lange Sicht – lässt sich erkennen, wo der *gay spirit* tatsächlich eins ist mit dem Heiligen Geist.

¹⁰ Fulbert Steffensky in: Sölle, Mystik und Widerstand, aaO., S. 12f.

Schmerz und Freude

Mit diesen Überlegungen kehre ich zurück zum Song von Charlie Murphy. Der Text mag kein großes lyrisches Kunstwerk sein, aber seine Mystik ist von überraschender Genauigkeit und Tiefe. Ein paar Strophen (es gibt noch mehr) möchte ich näher betrachten.

There's a gay spirit singing in our hearts
 Leading us through these troubled times
 There's a gay spirit moving round this land
 Calling us to a time of open love

Es ist auffällig, dass dieses Lied keine bloß fröhliche Selbstfeier ist. Die *troubled times* werden nicht verschwiegen; die *gayness* ist keine spaßgesellschaftliche gute Laune, die sich aggressiv gegen kritische Einwände verwahrt. Eher ist *gay* der Gegenbegriff zur freudlosen repressiven Pseudo-Moral der amerikanischen Rechten; er steht für ein fröhliches, aber auch kämpferisches Selbstbewusstsein. Aber da ist noch mehr: Der *gay spirit* taucht im Text auf wie ein eigenständiges Wesen: Es bewegt sich selbst im Land, es *kommt in unsere Herzen*, um dort zu singen, es ruft uns, ruft auf zu einer Zeit der offenen Liebe. So lebt in diesen Zeilen ein Bewusstsein davon, dass der *gay spirit* mehr ist als eine Stimmung, größer ist als die Einzelnen. Der *gay spirit* verbindet die Leute miteinander und verlangt etwas von ihnen, fordert sie heraus, in eine neue Zeit einzutreten. Es geht also nicht um das bloße Erlebnis des *spirit*, sondern um ein größeres Ziel, die Liebe in Offenheit. Der *gay spirit* bestätigt die Leute nicht in ihrem Sosein, er will sie verändern, freier machen; er ist kein Tröster für die Verhuschten, sondern der Geist der Freiheit und Offenheit, ein Geist, der Kraft schenkt und Taten verlangt, er ist ein *Ruf*. So haben viele Mystiker die Begegnung mit Gott ebenfalls beschrieben.

When we were born they tried to cover our eyes
 Then they tried to tell us all what to see
 We are discovering that did not work
 For we were born to be free
 There's a gay spirit singing ...

Diese Strophe bringt nun eine Art komprimierte schwule Befreiungsgeschichte. Sie erwähnt die handfesten Versuche, Freiheit und Wahrnehmung zu unterdrücken (Zeile 1), sie spricht von Versuchen der ideologischen Beeinflussung (Zeile 2) und schließlich vom Scheitern dieser Versuche (Zeile 3). Die Befreiung aber sieht hier mehr aus wie eine *Entdeckung*, ein Geschenk, weniger wie ein Erfolg eigener Anstrengungen: ein Hervorbrechen des bereits in uns Angelegten, denn, so heißt es dann teleologisch, *we were born to*

be free. Schließlich ist es wohl der *gay spirit*, der die Unterdrückung scheitern lässt und uns zur Freiheit verhilft, wie sie uns von Anfang an zgedacht war:

When we were born they tried to put us in a cage
 And tell our bodies what to feel
 But we have chosen to feel all the truth
 That our bodies do reveal
 There's a gay spirit singing ...

Hier kommt noch einmal der Hinweis auf die Repression, nun mit stärkerem Akzent auf deren leiblich-körperlichen Dimensionen. Zeile 3 erzählt aber dann – zum ersten Mal in diesem Lied – von einer eigenen Aktivität. Es handelt sich dabei um eine Wahl, eine Wahl der Wahrheit. Der *Antwortcharakter* des eigenen Handelns bleibt also – weiter in bester mystischer Tradition – erhalten.

Hier scheint auch eine Anspielung auf die verbreitete Ansicht enthalten zu sein, dass die homosexuelle Orientierung ein *Schicksal* sei, ein Los, das die Betroffenen zu tragen hätten. Nein, sagt also der Song, es ist eine *Wahl*, die Wahl einer Wahrheit, die unsere Körper *offenbaren*, die aber wohl schon älter ist als wir selbst. »Leben und Tod lege ich dir vor, Segen und Fluch. Wähle also das Leben, damit du lebst ...« heißt es im Buch Deuteronomium (Dtn 30,19). Wir sind aufgefordert zur Wahl, zur Anerkennung der Wahrheit des Lebens. In der Lüge zu verharren bedeutete Tod; eine ins Leben eingebaute Lüge wäre eine dauerhaft eingebaute Angst, die schwächt und lähmt. Der *gay spirit* aber hilft uns, *die ganze Wahrheit zu fühlen*, ja zu sagen zu uns selbst, nicht nur mit dem Kopf, auch mit dem Körper.

Sometimes it gets too hard to feel all the joy
 In the face of all the pain we see
 But there's a healing place within our hearts
 It's coming alive in you and me
 There's a gay spirit singing ...

Wir sind noch nicht im Gelobten Land angekommen, wir sind noch unterwegs. Hier setzt sich dieses Lied klar ab von der kommerziellen Homokultur, die uns das Gegenteil weismachen will. Die Freude, die der *gay spirit* in uns weckt, wird immer wieder konfrontiert mit dem Schmerz, der weiterhin von Hass und Homophobie erzeugt wird. Wir dürfen nicht so tun, als hätten wir das alles hinter uns. Das wäre zum einen lieblos und unsolidarisch gegenüber jenen, die noch darum kämpfen, ob sie ihre Wahrheit wählen können. Und es wäre zum anderen eine Verkennung der Realität:

Die Feindschaft gegen uns existiert noch, in Gesellschaft und Kirche. Die Versuchung ist manchmal groß, unsere Situation harmonischer zu sehen, sich in einer Kirche, einer Gemeinde schon heute zu beheimaten. Gerade im Gebet, im Gottesdienst ist die Sehnsucht, ganz und bruchlos irgendwo dazuzugehören, bisweilen sehr mächtig. Dieser Sehnsucht vorzeitig nachzugeben wäre aber ein Untreuerwerden gegenüber unserer Wahrheit, die wir gewählt haben, eine Untreue gegenüber dem *gay spirit*. Ich glaube, der *gay spirit* ruft uns, nicht blind zu werden für die weiter bestehenden Schmerzen und Beleidigungen.

Es könnte unsere Berufung sein, um der Wahrheit willen die Distanz gegenüber der organisierten Religion zu halten, solange nicht alle Diskriminierungen und alle Feindseligkeiten beseitigt sind. Ich nenne das den »homosexuellen Vorbehalt«. Dieser Vorbehalt ist gewiss eine Entscheidung zur Heimatlosigkeit, die uns von Vögeln und Füchsen unterscheidet, die ja ihre Nester und Höhlen haben. Er ist aber ein Ausdruck der Treue gegenüber dem *gay spirit*, die Weigerung, uns woanders zu beheimaten als in Gott allein.

So gesehen könnte der »homosexuelle Vorbehalt« ein besonderes Merkmal schwuler Spiritualität sein, die ihre Kraft in der Treue zur Wahrheit findet und faule Kompromisse deshalb verweigert. Es würde dann auch nicht darum gehen, diesen Vorbehalt möglichst bald loszuwerden, sondern ihn zu bewahren als unseren ureigenen Ort vor Gott und den Menschen. Den ersehnten *healing place* wird es einstweilen nicht in einer Kirche geben, sondern dort, wo der *gay spirit* singt: in unseren Herzen. Nota bene: Das ist ein Plural, der *healing place* wird lebendig in dir *und* mir, nicht in mir allein, nicht im Schneckenhaus meiner Individualität. Nicht zu Selbstmitleid oder Selbstbestätigung ruft uns der *gay spirit*, sondern zur *time of open love*. Das ist das Kennzeichen dafür, dass der *gay spirit* tatsächlich nichts anderes ist als die *ruach elohim*, das Wirken des lebendigen Gottes in unseren Herzen, in unseren Körpern. Veni creator spiritus!

Norbert Reck, katholischer Theologe und Publizist, ist Redakteur der deutschsprachigen Ausgabe der Zeitschrift CONCILIUM. Für die WERKSTATT schrieb er zuletzt über »Unsichtbarkeit, Blindheit, Schmerz« in Heft 2/2003. Korrespondenz über die E-Mail-Adresse: norbertreck@t-online.de.